

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Ngr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an. Vom Verleger direct bezogen kostet der Jahrg. nur 6 Thlr.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißiger Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 22.

Donnerstag, am 27. Mai.

1852.

### Das Begräbniß um Mitternacht.

(Schluß.)

Pierrepoint hatte kaum die gerettete Harriet den Armen ihrer Mutter zu Richmond wieder überliefert, als ihm auch schon die Belohnung für seine muthige That werden sollte. Als er am nächsten Morgen allein in seinem Zimmer saß, mit Plänen für die Zukunft beschäftigt, ward an die Thür geklopft, und sein früherer Hauswirth zu London, den er früher vergebens aufgesucht hatte, trat herein.

„Ich habe Sie lange gesucht“ rief er aus, „und konnte nirgends erfahren, wo Sie sich aufhielten, ich habe Ihnen eine Sache von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Sie werden sich erinnern, daß sich unter den werthlosen Dingen, die Sie in meinem Hause zurückließen, ein altes eisernes Kästchen befand; mein Sohn, der Matrose, ein Tollkopf, kürzlich erst von der See heimgekehrt, fand es vor einigen Wochen, und brach es auf. Ich kam gerade noch zu rechter Zeit dazu, die Papiere, die es enthielt, seinen Händen zu entreißen; schon wollte ich sie verschließen, als einige Worte, welche mir in die Augen fielen, meine Neugier dergestalt rege

machten, daß ich, Sie müssen mit diese Freiheit verzeihen, die Papiere durchlas. Was sie enthalten, ist für Sie von höchstem Interesse; doch sehen Sie selbst, hier sind sie.“ Pierrepoint, las mit Erstaunen den überreichten Inhalt des eisernen Kästchens. Er wunderte sich nun nicht länger über das sehnliche Verlangen des Baronets, sich in Besitz desselben zu setzen, und die geheimnißvolle Gewalt, welche Jackson über diesen ausgeübt hatte, war ihm jetzt klar. Er eilte seiner Harriet Nachricht von diesem Ereigniß zu geben, und glaubte sie wie immer in Thränen zu finden; heute aber trat sie ihm mit einem frohen Lächeln entgegen.

„Mein Bruder Henry ist in England angelangt,“ rief sie ihm freudig zu; „ein Geschäft von Wichtigkeit fordert noch in Derbyshire seine Gegenwart, in einer Woche aber spätestens wird er bei uns eintreffen.“

„Wirklich!“ — jubelte Pierrepoint. „Ja, ja, Seltsames trägt sich zu; wunderbare Fügungen scheinen Burleighs und Pierrepoints Schicksale zu vereinen; ich habe Ihnen so viel zu erzählen, und doch muß ich Sie in diesem Augenblick verlassen.“

„Mich jetzt verlassen!“



„Ja, meine Geliebte, ein Geschäft von äußerster Wichtigkeit ruft mich fort. Bald aber kehre ich zurück, nicht Pierrepont mehr — nicht der Verstoßene oder Verlassene — mit Rang und Reichthum ausgestattet, Deiner Hand, o meine theure Harriet, um so würdiger.“

So sprechend, eilte er von dannen.

Sir James Denville weilte unterdessen auf seinem Landgute. Finstern Gedanken hingegeben, die in der Einsamkeit, in der er lebte, noch mehr Nahrung erhielten, warf er sich eines Tages in einem großen Saale auf das Sopha. Der Sturm in seinem Innern ließ sich nicht beruhigen; „was ist denn das Leben,“ sprach er zu sich selbst, „nichts als ein Traum! — Was thut es, wenn ein Schatten den andern verdrängt, — wenn eine Seifenblase die andere zerschellt —“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Zimmers, und der fern geglaubte Pierrepont stand plötzlich vor ihm.

Mit athemlosen Erstaunen starrte Sir James wild auf die Gestalt seines gewesenen Sekretairs.

Pierrepont trat näher. „Es scheint Sie bestürzt zu machen,“ begann er, „daß ich Ihnen sobald wieder einen Besuch abstatte.“

„Ich war in der That nicht darauf vorbereitet, aufs neue von Ihnen beleidigt zu werden,“ antwortete Sir James, bemühet Fassung zu gewinnen. — „Der frühere glückliche Erfolg Ihrer Freiheit machte Sie vermuthlich so unverschämt, noch einmal ungerufen in meine Nähe zu dringen. Sie werden wohl thun, sich eben so schnell wie Sie gekommen sind, wieder zu entfernen, die Umstände sind Ihnen heute nicht so günstig als damals, wo der bewaffnete Einschleicher in dunkler Mitternacht den Sieg über seinen arglosen Herrn davon trug.“

„Sie haben Recht, die Umstände haben sich gewendet,“ erwiederte der vormalige Sekretair, „denn damals mußte ich Sie, selbst in meinem gerechten Zorne, noch als den rechtmäßigen Besitzer dieser Herrschaft betrachten.“

„Nun, und —“

„Schweigen Sie, und bemühen Sie sich nicht, unter einem verächtlichen Lächeln den Schrecken zu verbergen, der Sie erfaßt. Ihr Erstaunen soll schnell gehoben werden. Sie sollen nicht auf Aufklärung warten.“

„Was für Aufklärung?“ stammelte der Baronet, von furchtbarer Ahndung ergriffen.

„Ich meine die Aufklärung, die es rechtfertigt,“ fuhr Pierrepont fort, „daß ich ohne alle Förmlichkeit vor Ihnen erscheine. Ich glaube mein eigenes Haus ohne alle Umstände betreten zu können, — dieses Haus betrete ich von nun an als das meine; und da ich weiß, wie unangenehm es Ihnen ist, wenn der Niedriggeborene sich gegen den Vornehmen Freiheiten erlaubt, so werde ich mit aller Achtung vor hohem Range, vor dem, der sich stolz einer erlauchten Geburt rühmt, den Glanz seiner Abkunft entfalten.“

Sir James bebte an allen Gliedern, bemühete sich aber gefaßt zu scheinen. „Ich weiß nicht, ob ich Sie für einen Wahnsinnigen oder einen Bösewicht halten soll, Ihre Unverschämtheit soll der gerechten Strafe nicht entgehen,“ rief er.

„Die Strafe soll dem Verbrecher zu Theil werden, davon halten Sie sich überzeugt. Kennen Sie dieses?“ So sprechend zog Pierrepont das kleine eiserne Kästchen hervor. „Sie verlangten es zu besitzen, hier ist es, ich versprach es Ihnen zu überliefern und halte mein Wort. Aber Sie möchten vielleicht auch den Inhalt des Kästchens kennen lernen, auch der steht zu Ihrem Befehl, Herr Jackson!“

„Jackson!“ wiederholte der Baronet mit einem Schrei des Entsetzens.

„Ja ja, Jackson! kennen Sie Ihren eigenen Namen nicht? Haben Sie den Tag vergessen, an dem Ihre Habsucht einen Ihrer Unterthanen auf das grausamste ausgeplündert hatte? Der, nachdem Ihr Mitleid als Mensch vergebens von ihm in Anspruch genommen war, Sie zuletzt als Sohn aufforderte, Ihrem Vater sein Eigenthum wiederzugeben?“

„Was soll dies unsinnige Geschwätz?“ fragte der Baronet.

„Haben Sie vergessen, wie er Ihnen bewies,“ fuhr Pierrepont fort, „daß der verstorbene Sir George Denville, welcher seinen Sohn vor der Verweichlichung einer vornehmen Erziehung bewahren wollte, denselben noch als ein Kind jenem Jackson übergab, dessen sich zu erinnern Sie hinreichende Gründe haben, der damals ein Häuschen auf dem Landgute des Sir George bewohnte, und ein junges hübsches Weib besaß, die des Kleinen Amme ward.“



Dies erzählte Ihnen der Bauer, hinzufügend, daß Sir Georg und seine Gattin sich gleich darauf anderthalb Jahre nach Italien begeben hätten. In dieser Abwesenheit wollte das Kind gar nicht gedeihen, und Jackson fürchtete sich, daß Sir Georg bei seiner Rückkehr auf ihn zürnen würde. Da führte der Zufall seinen eigenen robusten Knaben vor den Baronet. Sir Georg hielt ihn für seinen Sohn, und war über den Gesundheitszustand desselben entzückt. Dieser Irrthum brachte Jackson auf den Gedanken, seinen Sohn dem Baronet als dessen Kind unterzuschieben. Es gelang, — und so nahmen Sie nach dem Tode des Sir Georg Besitz von dessen Titeln und Gütern, während der wirkliche Sir James Denville in Armuth und Dunkelheit lebte.“

„Ist Ihr Roman zu Ende?“ fragte der Baronet.

„Noch nicht ganz,“ entgegnete Pierrepont ruhig. „Sie wollten zuerst von einer solchen Verwandtschaft durchaus nichts wissen, als aber Jackson Sie darauf aufmerksam machte, daß die Anfangsbuchstaben Ihres Namens mit Pulver in die Sohle Ihres linken Fußes eingebrannt waren, — als Sie erfuhren, daß der, der Sie mit diesem Zeichen versah, noch am Leben sei — daß die Mutter, die Sie geboren, zwar ihrem Gatten entlaufen, aber doch am Leben und noch im Stande wäre, die Wahrheit der Aussage ihres Mannes zu bezeugen, spannten Sie andere Saiten auf, und waren fortan bemüht, Ihren Vater zum Schweigen zu bringen. Der wirkliche Sir James war unterdessen fortgeschickt worden, Jackson aber wollte Ihnen seinen Aufenthalt nicht sagen, denn er fürchtete nicht ohne Grund, daß Sie ihn außer Stand setzen würden zu erscheinen, wenn er, Jackson, seiner Gegenwart bedürfen sollte.“

„Hat der alte Schurke gewagt, das alles zu behaupten, oder ist es Ihre eigene Erfindung?“

„Sie wissen recht gut Sir James — Jackson wollte ich sagen, daß hier von keiner Erfindung die Rede ist. Sie wissen auch, daß die Leichtigkeit, mit der Ihr Vater immer Geld von Ihnen erpressen konnte, ihn von seiner früheren Thätigkeit abzog, und zu einem wüsten Leben verleitete. Seine Forderungen wurden indeß auf eine so unanständige Art wiederholt, daß Sie ihn eines Tages bei einer solchen Gelegenheit zu Boden warfen, ihn bei der Gurgel packten und getödet haben würden, hätte er Ihnen nicht zugerufen, daß sein Tod unverzüglich

die Eröffnung gewisser, sich in andern Händen befindender Papiere, und als Folge derselben Ihre Erniedrigung herbeiführen würde. Nach dieser Aeußerung standen Sie von dem Morde Ihres Vaters ab, ließen sich aber das feierliche Versprechen geben, Ihnen diese Papiere einzuhändigen. Brauche ich Sie noch zu erinnern, daß Sie, als Sie kamen, solche in Empfang zu nehmen, Augenzeuge waren, wie er ein eisernes Kästchen der Postkutsche übergab, und Ihnen dann, nachdem er Sie einige Stunden hingehalten hatte, erklärte, daß er, um vor Ihren ferneren Gewaltthätigkeiten geschützt zu sein, das Kästchen dem gesandt habe, dem das Recht auf die Titel und die Güter, die Sie im Besitz hätten, zustände; so daß, wenn Sie es je wagen würden, Hand an ihn zu legen, Ihr Uebermuth gedemüthigt werden sollte, eine Vorsichtsmaßregel, die für Ihren Vater den besten Erfolg hatte.“

„Und wer,“ rief der Baronet, „wer, meinen Sie, wird einem so albernen Geschwätze glauben?“

„Diejenigen,“ entgegnete Pierrepont, „welche Zeugen waren, wie willig Sie sich in die unverschämten Forderungen Jacksons fügten, die, welche Ihre Gemüthsbewegung bei seinem Tode bemerkten, und endlich diejenigen, die bei Ihren ängstlichen Nachforschungen nach jenen Papieren zugegen waren.“

„Ich durchschaue Ihre Absicht und belächle sie verachtungsvoll,“ erwiderte der Baronet „Sie selbst möchten gern als Erbe dieser Besitzung auftreten!“

„Daß ich es bin, werde ich Ihnen beweisen.“

„Sie also wären der Sohn des Sir George Denville? Sie der Erbe, an dessen Stelle ich vor acht bis neun und dreißig Jahren untergeschoben ward. O ja, Sie werden auch beschwören, daß Sie neun und dreißig Jahre alt sind.“

„Sie irren Herr Jackson, Sie werden sich überzeugen, daß es eines Schwures nicht bedarf.“

„Ei, da nimmt Ihre Geschichte wohl eine andere Richtung, der Tausch fand wahrscheinlich später statt; ich ein rüstiger Bursche von sechszehn Jahren, ward an die Stelle eines Kindes von eben so viel Monaten gelegt, und der ehrliche Vater bemerkte nichts, sondern freuete sich, daß sein Knabe so gewachsen sei. — Das war ein feiner Streich, — Ihres Freundes Jackson vollkommen würdig.“

„Sprechen Sie mit mehr Achtung von Ihrem verstorbenen Vater,“ antwortete Pierrepont, „er war



ein Wüßling, aber doch immer zu gut, um von einem solchen Sohn geschmähet zu werden. — Ich bin nicht das Kind, für welches Sie untergeschoben wurden.“

„Wirklich nicht?“ fragte Sir James verächtlich.

„Ich bin der Sohn jenes Knaben, der Enkel des Sir George Denville!“

Der entlarvte Sir James schwieg einige Augenblicke, dann brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Das also wäre das Ende ihres saubern Romans, unglücklicherweise vergessen Sie eines Umstandes, der Sie, falls der alte träumerische Narr Jackson Sie wirklich betrogen haben sollte, auf der Stelle enttäuschen wird. Auf seinem Sterbebette, in Ihrer Gegenwart bekannte er, daß James todt sei.“

„So gestehen Sie also ein,“ nahm der Enkel des Sir George Denville das Wort, „daß ein solcher Mensch gelebt hat, und daß Sie folglich Ihr ganzes Leben hindurch ein Betrüger waren.“

Ich könnte wenig Anstand nehmen, alles einzuräumen, was Sie behaupten, und es Ihnen freistellen, damit zu thun, wie Ihnen gut dünkt, wenn Sie mir eingestehen, daß Jackson mit seinem letzten Athemzuge erklärte, wie Sir James noch jung gestorben sei.“

„Ich erinnere mich dieser Antwort des Verstorbenen,“ entgegnete der vormalige Sekretair, „und begreife nun die bebende Angst, mit der Sie jene Frage thaten. Meine Erklärung in dieser Rücksicht ist ganz kurz. Sir James Denville, heimatlos und verlassen, verheirathete sich schon in seinem achtzehnten Jahre, und verlor sein Leben schon im neunzehnten durch einem Sturz von der Postkutsche.“

„Lug und Trug von Anfang bis zu Ende,“ schrie Jackson; „die ganze Geschichte ist nichts als eine alberne, schlecht ersonnene Fabel.“

„Glücklicherweise,“ nahm der Erbe des Sir Georg das Wort, „hängt es nicht von Ihnen ab, daß die Gesetze sie als eine solche betrachten. Die Zeugen, deren ich erwähnte, leben noch, die Buchstaben in Ihrem linken Fuße müssen noch vorhanden sein; der Mann, der sie Ihnen einbrannte, kann gefordert, und Mistreß Jackson aus ihrem kleinen Laden zu London, wo sie Lebensmittel verkauft, hergerufen werden, Ihre kindlichen Umarmungen zu empfangen.“

„Ich zweifelte nicht,“ entgegnete Jackson, „daß Sie, als Sie sich zu diesem Unternehmen anschickten, auch für erkaufte Zeugen gesorgt haben werden, bereit alles zu beschwören, was Sie zu behaupten für gut finden.“

„Ich bedarf keiner falschen Zeugnisse, Herr Jackson — aber was verliere ich meine Zeit im unnützen Gespräch mit Ihnen; — kurz und gut, ich verlange die Zurückgabe meines Eigenthums, und daß Sie dieses Haus unverzüglich räumen. — Sie gestanden mir ein, daß Sie nicht der sind, dessen Namen Sie tragen.“

„That ich das, womit beweisen Sie mir das?“

„Hier ist einer meiner Zeugen,“ entgegnete der Erbe des Sir Georg, indem er auf Henry Burleigh deutete, der in diesem Augenblick in den Saal trat. Jackson schauderte zusammen, als er Harriets Bruder erblickte, der auf ihn zuschritt. Das feierliche Wesen desselben verkündete, daß er in dem Auftritt, der nun statt finden sollte, keine unbedeutende Rolle zu spielen habe. Daß er erschien, Rechenschaft für die an seiner Schwester verübten Gewaltthätigkeit zu fordern, schien Harriets Räuber wahrscheinlich, aber eine furchtbare Stimme in seinem Innern rief ihm zu, daß damit sein Geschäft noch nicht beendigt sein dürfte.

„Kennen Sie dies Papier?“ fragte Henry ernst, indem er Jackson das Papier hinhielt, welches er von Brinckmann empfangen hatte. „Ich komme die Zahlung des Schuldscheines zu verlangen, den Sie meinem allzugroßmüthigen Vater wegen mehrerer bedeutenden Summen ausstellten, die er unvorsichtig genug war seinem unwürdigen Freunde vorzuschließen.“

Der bisherige Sir James schien ungemein bestürzt, aber er suchte sich zu fassen, und fragte: „und mit welchem Rechte fordern Sie die Zahlung dieses Schuldscheins?“

„Als Erbe eines Mannes —“

„Dessen ganzes Eigenthum der Krone anheim fiel,“ unterbrach ihn Jackson.

„Es ist auf jeden Fall unnütz,“ nahm Pierrepoint das Wort, „von dem da die Bezahlung zu fordern. Der Wechsel ist mit dem Namen James Denville unterzeichnet, Du kannst nicht erwarten, mein Bruder! daß Herr Jackson die Schulden desselben tilgen wird.“



„Nun denn,“ rief Henry, „ist er seines Ranges und seiner Güte verlustig, so bleibt mir nichts übrig, als ihn der Gerechtigkeit als einen gemeinen Verbrecher zu überliefern. Du kennst doch das Verbrechen, Schurke, daß Du an mir und meiner Familie begingst?“

„Hören Sie mich an,“ Herr Burleigh, „unterbrach ihn der entlarvte Heuchler; „wenn Sie etwa dem Glauben beimessen, was Ihnen Pierrepoint von mir und Ihrer Schwester erzählt haben mag —“

„Bösewicht!“ entgegnete Henry, „nicht von meiner Schwester ist jetzt die Rede mehr. Für die Beleidigungen, die Du ihr zufügest, möge ihr künftiger Gemahl, Sir Georg Denville, der vor Dir steht, Rechenschaft fordern. Von einem weit größeren Verbrechen spreche ich: — von dem schändlichen Morde, den Du an Deinem Wohlthäter, meinem würdigen Vater, begingst. Für seinen Tod will ich Dich zur Verantwortung ziehen, für sein durch Deine Mörderhand vergossenes Blut soll das Deine fließen. Eine armselige Genugthuung zwar, aber die einzige, die man, um die Manen des Ermordeten zu sühnen, von einem elenden, zu Grunde gerichteten Meuchelmörder erwarten kann.“

„Ich — ich, verstehe Sie nicht“ — stammelte Jackson und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht; — „woher, woher — die Anklage?“

„Was meinst Du, Elender!“ fragte Burleigh, „wenn ein Sterbender, um seine Seele zu retten, die Geschichte Deiner Verbrechen auf dem Todtenbette gebeichtet hätte?“

„So möge er erscheinen, seine Anklage zu wiederholen,“ rief der freche Mensch, „ich kann nicht nach dem hirnlosen Geschwäg eines Kranken verurtheilt werden.“

„Soll der Todte wider Dich auftreten, Schurke?“ rief Henry furchtbar.

„Ja, ja, er mag kommen, er mag erscheinen!“ entgegnete Jackson.

„So erscheine er denn!“ schrie Burleigh mit donnernder Stimme.

In diesem Moment wurden die Flügelthüren am untern Ende des Saals weit aufgerissen, und Brinckmann, schwarz gekleidet wie damals, als ihn Jackson von der Klippe hinabstürzte, zeigte sich auf der Schwelle. Seine gigantische Gestalt ward mit einem Schrei des Entsetzens von dem Meuchelmörder

wieder erkannt. Eine furchtbare Pause folgte. — Der Rächer trat langsam näher, und der nun völlig entlarvte Bösewicht schien zweifelhaft, ob er einen Todten oder einen Lebenden schaue. Er erhielt indeß bald Gewißheit; das flammende Auge Brinckmanns, welches verkündete, daß er als Rächer und Büßer nahe, drang bis in das Innerste des an allen Gliedern bebenden Mörders. Schon von dem frühern Austritt mit Burleigh und Pierrepoint erschüttert, vermochte er kaum sich aufrecht zu halten, und wenn er auf den Zeugen seines Verbrechens blickte, ward es ihm klar, daß er seinem Schicksal nicht mehr entgehen könne.

„Ungeheuer!“ rief Brinckmann in einem Schrecken erregenden Tone, „die Stunde ist endlich gekommen, in welcher der Dämon, dem Du Dich eigen gabst, Dir den Rücken wendet. Für Dich giebt es keine Rettung mehr — Du bist verloren — dem Gesetz verfallen!“

Von verzweiflungsvoller Angst gefolttert, blickte der elende Jackson im dumpfen Schweigen um sich, so, als suche er irgend einen Weg zur Flucht zu erspähen. Plötzlich sprang er auf eine Seitenthür zu, die er auch erreichte, ohne daß das rächende Kleeblatt ihn zurückgehalten hätte; als er sie aber aufstieß, bebte er zurück, denn mehrere Diener der Gerechtigkeit hielten den Ausgang besetzt.

„Die Hölle und alle ihre Teufel stehen gegen mich auf,“ schrie Jackson; „ich sehe, Alles hat sich wider mich verschworen. — So nehmt denn hin mein Haus — meine Güter — selbst meinen Namen, wenn Ihr wollt, und laßt mich frei und ungehindert von hinnen.“

Indeß umsonst war sein Flehn, Jackson wurde ergriffen und gebunden unter krampfhaften Zuckungen aus dem Saale geführt. Eine besondere Kommission ward niedergesetzt, um Jackson zu verhören.

Er läugnete anfangs hartnäckig, aber die vielen Zeugen entfernten jeden Zweifel; die Geschworenen sprachen das Schuldig über ihn aus, und er ward zum Tode verurtheilt. „Mein Werk ist gethan,“ sprach Brinckmann ruhig, „dem Himmel sei Dank.“ Die geistigen und körperlichen Anstrengungen hatten seine ohnehin schwache Gesundheit untergraben, an dem nämlichen Tage, an welchem Jackson das Schaffot bestieg, ging auch er in die Ewigkeit hinüber.



Henry nahm das Haus und die Güter seines Vaters wieder in Besitz und reichte seiner Luise vor dem Altare die Hand, auch den Ansprüchen Pierreponts widerfuhr bald ihr volles Recht, und er vermählte sich mit Harriet kurze Zeit darauf. Mistress Burleigh lebte abwechselnd bald bei ihrem Sohne, bald bei ihrer Tochter.

Die erste Sorge der Familie war es, den ehrwürdigen Ueberresten des unglücklichen Opfers der schändlichsten Undankbarkeit einen schicklichen Ruheplatz anzuweisen. Ein einfaches aber geschmackvolles Denkmal bezeichnet die Stätte, wo die Asche des wackern Burleighs ruht.

### Laura.

(Schluß.)

**E**ines frühen Morgens saß Buchhändler Schwan in Mannheim beim Frühstück, seine eben angekommenen Brieffschaften durchlaufend, während seine Tochter hinter ihm am Fenster mit weiblichen Arbeiten beschäftigt war. Der Geschäftsmann, in den Handschriften auf's Beste bewandert, sucht zuerst in dem Pachte die Geschäftsbriefe hervor, und erst als diese zu seiner Zufriedenheit durchflogen sind, kommen die anderweitigen an die Reihe; ganz zuletzt eine Handschrift, welche ihm bekannt sein sollte. Verwundert betrachtet er die Aufschrift, vermag den Rechten aber nicht zu deuten, und muß, um das Räthsel zu lösen, den gordischen Knoten des Siegels gewaltsam lösen. Er liest. Unter dem Lesen schwindet ihm mälig und mälig das Gesicht, fröhlich schmunzelnd, als ob er auf eine Sippen-glückwünschung antworten wolle, dreht sich der Vater auf dem Polsterstuhle zur Tochter und reicht ihr den Brief mit den losenden Worten: „Laura, jetzt ist auch Dein Glück gemacht!“ Bestürzt nimmt das Mädchen den Brief und liest.

Der Jüngling, früher ohne bestimmte Aussichten, ohne Vermögen, hatte, obschon von flammender Neigung gelenkt, seinem Herzen durch kein ausdrückliches Geständniß Luft machen wollen, sondern befürchtet: durch ein angeknüpftes Verhältniß

die Ruhe einer unbefangenen Seele mit seiner eigenen zu stören, und alles einem heiterern Tage, einem entwickelteren Schicksale anheim gestellt. Der Tag war nun gekommen, der Sänger war den niederen Sorgen enthoben, und sein Ziel, edle Häuslichkeit, ihm unverrückt geblieben. Bei dem Vater wie bei der Tochter fragte er ernst und heilig an, und Laura sollte als seine Gattin alle Wünsche krönen.

Alles das stand in dem Briefe, alles das las das Mädchen nun, und dazu war Schiller nicht mehr der dunkle, unbeachtete Schwärmer, der früher stumm in der Ferne geschlichen, er war Fürstenlieb-ling, Mann des Vaterlands, zu dem sie nicht niedersteigen sollte, der sie milde zu sich herauf erheben wollte; aber dennoch stockte ihr der Athem über dem Lesen, erblaßte ihre Wange, erzitterte ihre Hand, flossen die Thränen stromweise von ihren Augen, und während der Vater noch mit fragendem Blicke harrte, daß sie ihm unter freudigem Ja in die Arme stürzen sollte, lag sie zu seinen Füßen, umfaßte seine Knie und bat mit Lauten der Verzweiflung um Schonung und Verzeihung.

Wer malt den Kummer, den tiefen Seelen-schmerz des alten Vaters, da er nach langem Fragen und Erforschen das augenblicklich aufgethane Luftschloß durch folgendes Bekenntniß wieder zerfloßen sah, da an seiner Stelle nur eine traurige Trümmerode davon zurückblieb.

Laura, an deren Siegerwagen lange her schon das ganze junge Mannervolk gezogen, die Alles ihr zu beugen gezwungen, ohne daß einer ihrer Dienst-ergebenen sich nur hätte bedeutend annähern können, die kluge Laura hatte in jüngster Zeit unter dem Geschwader ihrer Verehrer einen pfälzischen Lieutenant bemerkt, der ihrem Auge nicht mißfallen hatte. Dieser Krieger hatte Unternehmungsgeist und Streiklugheit genug besessen, und zudem hatte das Schicksal eine schwache Stunde herbeigeführt, deren Flucht Laura jetzt unter ihrem Herzen trug.

Ich brauche die Thränenstunden, den Thränen-tag nicht weiter auszumalen. Der Vater, ein biederer, ehrenfester Mann, setzte sich gleich nieder, und meldete seinem jungen Freunde die Vereitelung seiner väterlichen Wünsche, wie die für ihn geknickten jugendlichen Hoffnungen; er kündete ihm alles, was seine Brust zerriß, was den Dichterbusen noch zer-



reißen sollte. Was Schiller auf den erhaltenen Brief gefühlt haben mag, läßt uns sein Gedicht „die Resignation“ ahnen, welches das erste Zeugniß seiner wiedererrungenen Fassung war.

Laura, die im Neße gefangene Venus, wurde jetzt ihrem Mavors angetraut, und mußte, da der Krieger arm war, vom Vater reichlich ausgestattet werden. Die Strafe der Vergleichen mag wohl eine der härtesten gewesen sein, zu welchen die unglückliche Neuvermählte jeden Tag, jede Stunde verurtheilt war. Wie der herbftliche Anhauch der Blätter, der für wenig Stunden den Frühling heuchelt, verflog der Rosenmond der Liebe in der Ehe. Der Krieger liebte Spiel und Gelag, und der Stolz der Pfalz mußte sich zuletzt den gemeinsten Schandbirnen nachgestellt sehen. Die Getäuschte suchte sich zu zerstreuen, suchte sich durch Untreue an der Untreue zu rächen, Vergeudung hielt der Vergeudung die Wage, das tiefere Verderben folgte dem tiefen, bis Einer dem Andern entfloß, jedoch sich selber nicht entfliehen konnte.“

Der Alte schien seiner Pause nach geendet zu haben; ich unbefriedigt, fragte ihn ängstlich: „doch jene Unglückliche hinter der Eisenthüre?“

„Ist der ehemalige Stolz der Pfalz,“ antwortete er, das Haupt senkend. — „Aus einem Kreise des Verderbens stürzte sie in den andern, immer zum wüsteren, von Allen, welche sie kannten, verabscheut, von allen Leichtfertigen ihrer Reize halber anfangs mit offenen Armen aufgenommen, dann verhöhnt, verspottet und verstoßen, bis sie zuletzt, die Besungene, Weltgepriesene, ein furchtbares Denkmal menschlicher Verblendung, von jedem Reize entkleidet, von allen Giften des Lasters leiblich wie geistig besleckt, zerfressen und verpestet, hier im Krankenhause sich wiederfand. —

Der Sorge und Pflege der Heilkundigen gelang es, den Leichnam vom Gifte zu befreien, aber mit der Genesung fiel der Gedanke des unermesslichen Sturzes so schwer auf den gebeugten Geist, daß dieser unter der Bürde unterlag, daß die Sinne des armen Geschöpfes sich gänzlich verwirrten. Seit dieser Zeit starrt sie in dumpfer Bewußtlosigkeit, oder schäumt in der höchsten Wuth, und reißt so das Wenige, was ihr von Kraft und Leben noch übrig, in wilder Selbstzerstörung wieder auf. Lange kann das schwache Rohr dem mächtigen Sturme nicht mehr widerstehen. Der Himmel gebe ihr bald, nach all dem Graus, eine ruhige Sterbestunde, und

lasse ihr nach dem herzerschneidenden Worten des Dichters, deren sie sich selbstquälend immerfort erinnert, welche sie sich selbststrafend immer vorwirft, ein sanftes Wort der Vergebung ertönen.“

Also klang die Erzählung des Schaffners, die mich wunderbar ergriff, die mein Innerstes auführte; Einer, der nie an Ort und Stelle die Geschichte selber erzählen gehört, wird sich keinen Begriff davon machen können.

Der Doktor kam indes von seiner Schröpferei zurück und endete meine Unterhaltungen mit dem Schaffner; wie er mich aber früher mit seiner Zuvorkommenheit, mit seinem Wissen angezogen, so stieß er mich nun ab; sobald ich vermochte, trennte ich mich von ihm, und war erst dann heimlich gemuthet, als ich Heilbronn im Rücken hatte, und ungestört mit meinen Gedanken, der Schlängelbahn des Neckars nach, meinem Bestimmungsorte Tübingen zuwandern konnte.

Dieser heitere Lenztag, wo die Triften von Dgersheim, die Laubgänge, die Schmelzwiesen, und der Rheinspiegel vor uns liegen, welche weiland von dem begeisterten Dichter begrüßt wurden, wo aus den frischen Gebüsch die Kuppeln von Mannheim uns entgegenschimmern; dieser Tag mit all seinen stummen Zeugen jener längstverschollenen Auftritte, hat sie wieder in meiner Seele erweckt, und ich muß meine verehrte Gesellschaft herzlich um Entschuldigung bitten, wenn ich den heitern Schwung der Freude durch meine Mittheilung in Harm verwandelt habe.“ —

Der Professor schwieg, die Schönen seufzten, die Musenkinder schauten einander ernster an; uns, denen früher Alles Frühlingjubel gewesen, wollte nun die weite Gegend so elegisch bedünken, so trauervoll, wie ein Klagelied des Bielbeweinten, und als die Sonne gerade auf die ferne Hardt sich senkte, und aus ihrem Mantel von Abendpurpur mit ihrem Scheidestrahle noch einmal in die Fluren niederschautete, da wurde uns so wehmüthig, als ob Schillers Geist von dort noch einmal in seine Jugendgesilde, in das Eden seiner Jünglingsträume niederschauete und weine.


Wir verließen die Gesellschaft, welche sich allmählig wieder belebte und in Freude zu regen begann, und schritten über die Brücke und den grüßenden Rhein Mannheim zu. Durch die Nacht fand mein Roß von selber den Weg nach Hause, und scharrete schon am Hofthor, ehe ich mit meinen Gedanken fertig



war. Jetzt fühle ich wohl, daß der Professor mit dem Erzählen an Ort und Stelle Recht hatte, wie mit dem Ergreifen der Erzählung, und bedauere, daß ich die Ergebnisse nicht so zu Papier bringen kann, wie ich sie hörte.

### Gottfried von Straßburg.

Von W. W—r.

n jener glücklichen Zeit, in der der Minne- gesang in Deutschland noch blühte und die edelsten Männer ihre Ehre darin suchten, dem schönen Geschlechte ihre Huldigungen in Wort und That darzubringen, lebte in der Gegend von Straßburg ein reicher Ritter, der hatte einen Sohn Namens Gottfried. Auf die Erziehung desselben wendete der Vater, der selbst ein wackerer Kämpfer und Saitenschläger war, alle Sorgfalt. Schon früh unterwies er ihn in der Kunst, die Waffen zu führen und sie zum Schutze der Unschuld anzuwenden. Gottfried wuchs rasch heran und reifte dem Jünglingsalter entgegen. Wo es nur immer ein Turnier gab, zu dem der junge Kämpfer gelangen konnte, da trug er den Siegespreis davon.

Während nun aber die andern Ritter ihre Ehre weniger in den Sieg selbst und den Preis desselben, als in die Liebe der schönen Mägdelein setzten, aus deren zarten Händen sie ihn empfangen, pflegte er nur mit dem Siege selbst zu prunken und verließ den Hof wieder, ohne sich um die Frauenwelt zu bekümmern, von der der schöne blonde Jüngling gar gern gesehen wurde.

Das mochte der guten Mutter Gottfrieds gar wenig gefallen haben, deshalb rief sie ihn eines Tages zu sich und schalt ihn aus, daß er der schönen Isold, der Tochter eines benachbarten Ritters, die ihm den Siegeskranz gereicht hatte, auch nicht ein einziges schönes Wort gesagt, sondern wie ein töppischer Bauer vor ihr gestanden und dann sich davon gemacht hätte, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. „Ueberhaupt,“ fuhr sie ärgerlich fort, „vergiltst Du uns die Mühe schlecht, die wir auf Dich verwendet haben. Die edlen Meister des Gesanges, zu denen wir Dich nach Straßburg schicken, haben sich wenig an Dir erzogen.“

„Wenn ich doch nur ein Mal ein gescheitertes Lied aus Deinem Munde vernommen hätte! bald brummst Du Dir ein Kriegslied, bald eine lustige Zote vor, aber ein Lied so recht innig, minnig und sinnig ist noch nicht aus Deinem Munde gekommen, weil Dein Herz kalt und hart ist wie Stein und der Liebe nicht fähig, die den Sänger erst den rechten Ton anstimmen lehrt.“

Gottfried suchte sich über sein Benehmen zu entschuldigen und gestand der Mutter gern ein, daß er noch Nichts von Liebe in seinem Herzen empfunden habe und daß ihm das Gebahren der übrigen Ritter deshalb immer lächerlich vorgekommen sei. Er wolle nun aber die Burg des Vaters verlassen und sich in der Welt umsehen, vielleicht fände er da ein Mägdlein, dessen Liebe ihn fesseln könnte, und dann wolle er heimkehren und seine Eltern um ihren Segen anflehen.

Da wurde der Mutter das Herz weich und es gereute sie ihrer harten Rede und gern hätte sie das Gesagte wieder gut gemacht. Gottfried aber wollte vom Bleiben nichts mehr wissen und wies alle Vorschläge von der Hand. Eines schönen Morgens ließ er sich sein Pferd satteln, schwang sich hinauf und nur von einem Knappen begleitet, verließ er die väterliche Burg.

Wohl drei oder vier Jahr war er in der Fremde herumgeschweift und war doch noch der Alte geblieben, der er weiland war. An vielen Höfen wurde sein Name als Sieger in den Turnieren genannt, manche Stadt hatte er von lästigen Raubrittern befreit, aber noch fehlte ihm das für jene Zeit Wichtigste, der Gesang und die Liebe. Gottfried verstand es wohl sein Lied zu singen, aber das kam Alles so barsch, so rauh heraus, daß es wohl gut war, die Ritter damit in's Gefecht zu jagen, aber um holde Mägdelein damit zu werben, dazu hätte es Niemand brauchen können.

Eines Tages lag Gottfried auf einer saftigen Wiese, die rings von Gebüsch umgeben war, hingestreckt. Sein Roß weidete neben ihm im Grase, sein Reisegefährte aber hatte sich auf der Jagd weit in den Wald hineinbegeben und kehrte erst mehrere Stunden nachher zu seinem Herrn zurück. Es war so ein sonniger wonniger Frühlingmorgen, an dem die Sonne mit erneutem Glanze nach so manchem trüben Wintertage herablächelte. Auch in Gott-



frieds Herzen schien es Frühling geworden zu sein, deshalb griff er nach seiner Laute und sang ein Lied, das zum ersten Male in sanftern Tönen dahinwogte und den Ohren der Frauen wohlgefallen haben möchte, darum mag es hier immer einen Platz finden:

Kommt der Frühling, muß der Winter weichen,  
Bricht der Sturm die letzten morschen Eichen,  
Treiben andre jung und lebensgrün.  
Brausen auch die Fluthen wild und wilder,  
Wehen doch die Lüfte mild und milder,  
Daß des Lenzes Kinder nun erblühen.

Nacht die Liebe, muß die Seele beben,  
Mit der Liebe zieht ein neues Leben  
In das stumme kalte Herz hinein.  
Flüchtig irrend wanken die Gedanken,  
Wie im Frühlingshauch des Weinstocks Ranken,  
Merkt ihr das, dann zieht die Liebe ein.

Und mir ist als fühl' ich so ein Leben,  
Gleich als wollt' die Seele sich erheben  
Aus dem langen bangen Wintertraum,  
Nachtigallen hör' ich lieblich flöten  
Und den Horizont seh' ich erröthen  
Von des Morgens purpurfarbnem Saum.

Frühling will und Liebe mit mir kosen  
Sünde wär's, verschmäht ich ihre Rosen,  
Griffe gierig nach des Ruhmes Glanz.  
Stilles Glück wohnt nur im tiefen Busen,  
So die Liebe, so die Gunst der Musen  
Und das Kleinste ist ein Lorbeerfranz.

Kaum waren die letzten Töne dieses Liedes verklungen, da vernahm Gottfried leise Tritte hinter sich und als er sich umblickte, stand eine hohe schöne Frau vor ihm, in einem weißen luftigen Gewande, das frei um die regelmäßig gebauten Glieder wallte und deren lange schlichte Haare vom Thau des Morgens feucht zu sein schienen, dessen Tropfen wie Demanten in ihm glänzten.

„Isold! Isold!“ rief Gottfried verwundert, wie kommst Du hierher? holde Isold! lasse Dich neben mir nieder, daß wir ein Stündchen hier weilen, dann will ich Dich auf mein Roß heben und Dich nach Hause führen! kaum aber hatte Gottfried diese Worte ausgestoßen, so machte die holde Erscheinung eine abwehrende Bewegung mit der

Hand und sprach mit leiser Stimme: „junger Ritter! Deine Augen täuschen Dich, ich bin nicht Isold, aber wer ich bin, brauchst Du nicht zu wissen. Dein schöner Gesang hat mich herbeigelockt. Nimm aus meinen Händen den verdienten Kranz und dann laß mich von Dir scheiden!“ bei diesen Worten setzte sie Gottfried, ohne daß er es wehren konnte, einen Blumenkranz auf das Haupt und dann wandte sie sich von ihm mit eilenden Schritten. Gottfried aber sprang eilig auf, faßte sie am Saume des Kleides, küßte ihn und suchte sie zurückzuhalten.

„Nicht doch! nicht doch! stürmischer Jüngling,“ rief sie, „was begehrt Du noch mehr von mir!“ bei diesen Worten erst erwachte Gottfried gleichsam wie aus einem Traum und erkannte, daß die schöne Fremde nicht jene Isold sei, die er vorher kennen gelernt habe. Was soll der Becher in Deiner Hand, Holde, stammelte Gottfried, laß mich ihn Dir tragen und wenn Du mir volle Gunst gewähren willst, so erlaube mir einen Trunk aus ihm!“

„Es könnte Dich gereuen,“ entgegnete die Fremde, „denn dieser Trank hat eine doppelte Wirkung: den Bescheidenen und Genügsamen macht er glücklich, den Stürmischen und Ungenügsamen kann er aber auch auf ewig unglücklich machen. Wenn Deine Lippen auch nur den Rand dieses Bechers berührt haben, mußt Du das Bild ewig lieben, das in ihm sich wieder spiegelt.“

Kaum waren die Worte über die Lippen jenes holden Wesens geschlüpft, so erfaßte Gottfried den Becher und siehe auf seinem Grunde wogte und wallte das Bild der schönen Isold. Hastig trank er und immer hastiger, bis daß der goldene Boden des Bechers trocken lag; dann gab er ihn zurück, dankte und wollte eben die Hand seiner Wohlthäterin erfassen, um sie küssen, als sie verschwunden war und er nur ihre Stimme mehr vernahm, die ihm aus der Ferne zurief: sei treu, so wirst Du glücklich sein!“

(Schluß folgt.)



## O t t o m a r.

Nach einer Erzählung einer berühmten deutschen Schriftstellerin.

Die Gabe der Beredsamkeit  
Ist allen Damen eigen,  
Sie pflegen darum oft sehr breit  
Schriftstellernd sich zu zeigen.

Die Worte sind nur Nebenzier,  
Den Stoff will man beseelen,  
Drum will ich in der Kürze hier  
Von Ottmar Euch erzählen.

Ich habe nichts hinzugethan:  
In der Begeisterung Stunden  
Hat diesen sinnigen Roman  
Ein Weiberkopf erfunden.

Und ob es schon mir nie recht klar,  
Was man damit will sagen,  
So will ich dennoch treu und wahr  
Die Sache vor Euch tragen.

Ottomar — so nennt sich der Held, —  
Ein junger hübscher Ritter,  
Ging einst spazieren über Feld,  
Und sah die äms'gen Schnitter.

Unplötzlich sieht vor seinem Schritt  
Er eine Wolke schweben,  
Sie zieht ihn unwillkürlich mit,  
Umsonst ist Widerstreben.

Ein Leitstern scheint sie ihm zu sein,  
Dies ahnet seine Seele,  
Und endlich kommt er so allein  
In eine finst're Höhle.

Als er in solche Tief gebückt  
Nicht ohne Mühe bringet,  
Dort eine Statue er erblickt  
Die wunderbar erklinget.

Weil's in der Grott' ihm nicht gefällt,  
Er war darin nicht heiter.  
So gibt er täglich Ferkengeld  
Und promeniret weiter.

Er hin und her nur weiter streift,  
Wo's was zu gaffen giebt  
Und nach er einem Mädchen läuft,  
In das er sich verliebet.

Dies ist der jungen Ritter Brauch,  
Auf Abendteuer gehen  
Sie gerne aus, und er will auch  
Darin zurück nicht stehen.

Es nahm jedoch bei ihm das Ding  
Ein wunderliches Ende,  
Betagt zur Höhl' er wieder ging,  
Dort faltend fromm die Hände.

Ihm fiel es ein, sich zu kasteien  
Für alle seine Sünden,  
Für alle seine Söffelein,  
Was wir ganz billig finden.

Und viele Jahr' er dort verweilt,  
Genährt von Kraut und Rüben,  
Von manchem bösen Trieb geheilt  
Ist Neugier doch geblieben.

Er denkt an die Aeltern jetzt —  
An Schwestern und an Brüder,  
Er macht sich auf den Weg zuletzt,  
Kehrt in die Heimath wieder.

Bevor das Stammschloß er erreicht,  
Sieht er gehüllt in Plunder  
Ein altes Mütterchen, das feucht —  
Sein Liebchen ist's — o Wunder!

Zuletzt er in das Schloß nun kommt,  
Ein Weibsbild, wie Kantippe,  
Die Arme in die Seite stemmt,  
Und fragt mit zorn'ger Lippe.

„Was will Er hier? wer ist Er? Freund!  
Er mag nur gleich sich packen“ —  
In der Bestürzung er vermeint,  
Sie hab' ihm schon beim Nacken.

Abshreckend ist ihr wild Gesicht,  
Er will schon derb sie lästern,  
Allein besehen recht beim Licht,  
Ist's eine seiner Schwestern.

Nach der Erkennungs-scene nun  
Erscheinet auch sein Schwager;  
Jetzt bittet man ihn auszuruhn,  
Beut Kost ihm an und Lager.

Zwar hat ihn Speis' und Trank erquickt,  
Doch wird er immer müder.  
Er mit geschlossnen Auge winkt  
Und legt sich endlich nieder.

Doch in den Federn schnarchend kaum,  
Vom Schlummergott berührt,  
Erscheint die Wolke ihm im Traum,  
Die früher ihn regieret.

Sie sanft auf ihn hernieder schwebt,  
Mit zärtlichem Gefose  
Sie ihm zum nassen Busen hebt  
's war eine Wasserhose.



Sie fliegt mit ihm jetzt himmelan  
 Zum sternbesäten Raume,  
 Und was Elias einst gethan,  
 Das ahmt er nach im Traume.  
 Doch blieb's nicht bei dem Nachtgesicht;  
 Denn an dem andern Morgen  
 Erscheinet er beim Frühstück nicht,  
 Das weckt der Schwester Sorgen.  
 Und da er in der Kammer fehlt,  
 Sie unter manchen Fluchen  
 Es ihren Eheherrn erzählt,  
 Und eilt ihn aufzusuchen.  
 Umher das Hofgesinde fliegt  
 Und endlich — welche Scene! —  
 Ganz mausetodt der Ritter liegt  
 Hart an der Schloßfontaine.

Das war der allzuharte Lohn  
 Für fade Träumereien,  
 Aesthet'schen Damen muß man schon  
 So was galant verzeihen.

Wenn sich bei ihnen, wie mir deucht,  
 In Poesie und Prosa  
 Nur Nebel und Gewölke zeigt,  
 Gleich dieser Wasserhose.

Sie kommen selber niemals um  
 In diesem Elemente,  
 Allein schuldlos das Publikum  
 Zu Schaden kommen könnte.

Jokofus Fatalis.

## B ü c h e r s h a u.

**S**tenographischer Bericht, betreffend die General-Versammlung der Berliner Aussteuer- Sterbe- und Unterstützungs-Kasse. Freitag den 19. März 1852 im Croll'schen Lokale in Berlin, Druck von A. W. Hayn. Preis 2½ Sgr. Schon seit geraumer Zeit war es allgemein verbreitet, daß diese Kasse nach ihren Statuten über kurz oder lang bankrott machen müsse, und es herrschte bei einem Theil der Theilnehmer darüber nicht nur ein gegründetes Mißtrauen, sondern auch eine bedrohende Unzufriedenheit, so daß es das Polizeipräsidium von Berlin für nöthig fand, die oben erwähnte General-Versammlung unter der Leitung eines Regierungs-Assessors anzuordnen.

Seitens dieses Polizeipräsidioms ist denn auch dieser „Stenographische Bericht“ durch den Druck veröffentlicht worden, nicht nur um die Betheiligten, sondern auch alle diejenigen, welche sich für ein Institut, bei dem viele ihrer Mitbürger unverschuldet bedeutende Verluste erdulden mußten, interessieren, und es geht für jeden Unparteiischen daraus hervor, wie diese Kasse von Personen geleitet wurde, welche sie zur Ausbeute ihrer eigennützigen und man kann wohl sagen, wucherischen Zwecke benutzt haben.

Die Verhandlungen in dieser Generalversammlung verdienen daher von Jedem, für den das Studium der Seelenkunde einen besonderen Werth hat, studirt zu werden, und deshalb sei dieser „Stenographische Bericht“ solchem hierdurch empfohlen, sollte er ihn auch, wenn er ihn gelesen hat, mit einem Gesicht des Widerwillens und Ekels bei Seite legen, in welchen einerseits so viele stupide Arro-

ganz, andererseits mit frecher Stirn solche unangemessene Forderungen, aus welchen offenbar der schönste Privatvorteil hervorleuchtet, zum Vorschein kommt, wogegen er eine Entschädigung in dem schönen und humanen Benehmen des Regierungs-Assessors und der bescheidenen aber doch bestimmten Widerlegung des Curators der Kasse finden wird.

Schon aus diesen Verhandlungen und dem Geständniß des Curators der Kasse geht hervor, daß die Statuten dieser Anstalt mit so weniger Berücksichtigung der daraus unvermeidlichen nachtheiligen Folgen entworfen sind, und es befremdet, daß von Seiten des Ministerium's nicht nur diese Anstalt genehmigt, sondern ihr auch Corporations-Rechte bewilligt worden sind. Die Beiträge derjenigen, die sich als Mitglieder aufnehmen lassen wollten, waren so gering, daß sie für die ärmere Klasse zu lockend war, und es trat daher eine Anzahl von Mädchen aus der dienenden Klasse, oder arme Leute, denen es schwer ward, ihr täglich Brod zu verdienen, für ihre Töchter bei, und es wurde bald eine Finanzspeculation, junge Mädchen unter der Bedingung einzukaufen, die Beiträge dafür zu zahlen, wogegen man einen bedeutenden Betrag der Aussteuer nach Maßgabe der Einkaufssumme nach Verlauf der nach den Statuten bestimmten beiden Fristen für sich behielt.

Hauptsächlich benutzten Juden, — welche in der Versammlung auch das große Wort unverschämt führten — diese Speculation, und im Großherzogthum Posen wurden viele Schicksalstheilnehmerinnen an dieser Aussteuerkasse; es übernahm sogar Einer die Agentur für diese Theilnehmerinnen eingeständig für eine Remuneration. Das Curatorium, die



nachtheiligen Folgen solches Schachers einsehend, verlangte nun, um sie wenigstens zu verändern, daß die Ehen eines Judenmädchens von einem Rabbiner bescheinigt würden; dagegen opponirten sich aber die Juden, weil die Civilehe, — auch eine Errungenschaft des Jahres 1848, — gestattet sei, und es mit einer Bescheinigung darüber genüge, um gültigen Anspruch auf die dem Schicksal versicherte Aussteuer zu haben. Diese Zahlungen zu leisten, war nach den geringfügigen Beiträgen der Mitglieder eine Unmöglichkeit. Die Curatoren der Kasse sahen sich daher genöthigt, die monatlich einmal abzutragenden Beiträge zweimal, dann, als dies nicht zureichte, dreimal und sogar viermal einzufordern. Dies machte eine große Sensation, erweckte Unzufriedenheit und selbst injuriöse Beschuldigungen gegen die Curatoren, Viele, hauptsächlich aus der ärmeren Klasse, vermochten es nicht, diese vervierfachen monatlichen Zahlungen zu leisten, sie weigerten sich, und wurden deshalb mit Verlust ihrer eingezahlten Beiträge ausgeschlossen. Viele, hauptsächlich solche, welche bedeutende Ausstattungssummen für ihre Töchter versichert hatten, überzeugten, daß die Kasse nicht bestehen könne, schieden ebenfalls aus, und wollten lieber eine nicht unbedeutende Summe einbüßen, um nicht auf die Gefahr, daß die Kasse nicht im Stande sein würde, ihre Obliegenheit zu erfüllen, noch neue Opfer zu bringen.

Die Vorschläge des Kassencurators, um die gänzliche Auflösung dieser „Aussteuer-, Sterbe- und Unterstützungskasse“ zu verhindern, waren bei der verwickelten Lage, in welcher sich solche befindet, noch die angemessensten, indessen enthielten sie dies Geständniß, wie wenig man bei den Statuten berechnet hatte, daß bei so geringen Beiträgen der Teilnehmer, und bei dem Beitritt der jüdischen Speculation ein ergiebiges Feld zu Schwindeleien eröffnet worden, sie unabwendbar banquerott machen müsse. Am lautesten und halsstarrigsten bewies sich bei diesen Verhandlungen ein gewisser Dr. Tappert, noch in gutem Andenken, als Berlin in den Belagerungszustand erklärt war, und ein Kommando Soldaten mit einem Wagen vor seiner Wohnung erschien, und eine Menge Gewehre, und für Arznei, Schießpulver in Beschlag nahm; vielleicht hegte er den Wunsch, eine Stelle bei der Verwaltung der Kasse zu erhalten, der dazu 8000 Thlr. ausgeworfen sind, welche außer den Beiträgen zur Bestreitung der Aussteuer, Sterbefälle und Unterstützungen von den Mitgliedern dieser Kasse beigesteuert werden mußten, eine Contribution, die am meisten gemißbilligt wurde.

Die Anträge des Curators der Kasse wurden, trotz aller Widersprüche durch Mehrheit der Stimmen angenommen, und es fragt sich nur noch: ob das Ministerium die Abänderungen der Statuten

genehmigen wird, denn es ist ein Hauptschwindel dabei nicht beseitigt, der Beitritt von Juden, denn aus den Verhandlungen hat sich ergeben, daß ein Paar Juden die Commissaire von ihren Glaubensgenossen im Pofenschen machten und daß das Verlangen des Curators der Kasse, wie bei christlichen Verheirathungen einen Trauschein von dem Geistlichen, einen solchen von dem Rabbiner beizubringen, nicht stattfinden dürfe, da bei den Juden die Civilehe eingeführt sei, und ein Zeugniß darüber genüge. Um nun diesen Uebelstand zu beseitigen, sollte in den neuen Statuten die Bestimmung neben der des Consenses der Eltern oder der Vormünder zum Einkauf eines Mädchens auch die ausdrückliche Bedingung hinzugefügt werden, daß nur Christen an dieser Aussteuer-, Sterbe- und Unterstützungskasse theilnehmen dürfen. Daß der Curator der Kasse diese Aenderung in den Statuten nicht in Vorschlag gebracht, so nothwendig sie auch ist, erklärt sich daher, daß er dadurch ein widerlich ohrzerreißendes Gesumme provocirt haben würde; es fehlte schon nicht daran, und wenn der königliche Commissarius am Schlusse der Verhandlungen, als er sie aufhob, erklärte: „ich danke Ihnen, meine Herrn, für die Freundlichkeit, die Sie mir erzeigt haben, indem Sie in der größten Ordnung und Ruhe die Verhandlungen bis zum Ende kommen ließen, und dadurch die Behörde Gelegenheit gehabt hat, Ihre Ansichten vollständig kennen zu lernen,“ — so ist dies doch wohl Ironie?

Hier ein Paar Thatfachen, die einen unwiderleglichen Beweis liefern, welche nachtheilige Folgen die so wenig vor Mißbrauch gesicherten Statuten hervorbringen mußten. Die geringen jährlichen Beiträge reizten eine Menge Mädchen der dienenden Klasse, Mitglieder dieser Aussteuer- u. Kasse zu werden, und nach Ablauf von fünf Jahren eine Aussteuer-summe zu erhalten, wogegen die gezahlten Beiträge eine unverhältnißmäßige Kleinigkeit waren.

Bei dem Konditor K. auf dem Gensd'armen-Markte hatte sich die Ladendemoiselle, welche die Backwaaren verkaufte und die Erfrischungen von Kaffee, Chokolade, Bouillon, Liqueure u. verabreichte, eine Police und zwar auf eine Ausstattung von 500 Thlr. gelöst, und die Beiträge, selbst als sie gesteigert wurden, abgetragen. Bald nun, da sie dazu fünf Jahre Theilnehmerin gewesen war, wollte sie ihre Ansprüche an die Kasse geltend machen; dabei gehörte aber, daß sie heirathe und einen Trauschein der vollzogenen Ehe vorzeigen könne. Einen Bräutigam, der ihr eine bessere Lage, als die, in der sie sich befand, versprechen konnte, hatte sie nicht; sie kannte aber einen Weber, und machte ihm den Vorschlag, sich mit ihr trauen, dann aber gleich wieder scheiden zu lassen, wofür sie einen



nicht unbedeutenden Theil von der Aussteuer versprach. Der Vorschlag war nicht zu verachten. Eines Tages bat die Ladendemoiselle ihre Brodherrschaft um die Erlaubniß, an einem Vormittag, wegen eines dringenden Privatgeschäfts, auf einige Stunden sich aus dem Laden entfernen zu dürfen. Das wurde ihr bewilligt.

Die Wohnung des Konditors und dessen Laden befindet sich schräg über der sogenannten neuen Kirche. Vor der Kirche sitzen eine Menge Frauen, welche Obst, Gartengemüse und dergleichen feil haben. Wenn Trauungen in der Kirche statt fanden, lief abwechselnd die Eine oder die Andere dieser Frauen in die Kirche, um die Brautpaare zu sehen; dies geschah auch an dem Tage, wo die Ladendemoiselle sich Urlaub erbeten hatte. Einige erkannten diese unter den Bräuten, und da sie mit der Frau des Konditors, als beständige Nachbarinnen, Verkehr und Bekanntschaft hatten, so fragten sie die Letztere, um nähere Auskunft über die Verhältnisse der Ladendemoiselle zu erhalten. „Sind Sie denn nicht auf der Hochzeit?“ Die Befragte war wie aus den Wolken gefallen, sie versicherte, daß sie von einer solchen Verheirathung nichts wisse, sagte jedoch davon ihrem Gatten. Dieser meinte zwar anfänglich, es sei ein leeres Weibergeschwätz, doch, da die Ladendemoiselle sich Urlaub erbeten, wollte er sich überzeugen, ob nicht doch etwas Wahres an dieser Nachricht sei. Er ließ sich also bei dem Küster der Kirche erkundigen und dieser bestätigte die Trauung. Die Ladendemoiselle dehnte den erhaltenen Urlaub indeß bis zum folgenden Morgen aus, stellte sich dann wieder ein, um ihre Geschäfte zu übernehmen, sich mit großer Keckheit wegen ihres Ausbleibens durch eine ziemlich unwahrscheinliche Lüge zu entschuldigen. Der Konditor erklärte ihr aber, wie er genau von ihrer Trauung unterrichtet sei, sie daher keinesweges behalten werde, und daß sie auf der Stelle mit ihren Habseligkeiten ihre innehabende Wohnung bei ihm verlassen müsse. Alle ihre Gegenvorstellungen und das Geständniß, wie sie nur mit dem Weber unter Zahlung eines Theils ihrer Ausstattungsgelder, eine Scheinehe geschlossen, blieben ohne Erfolg. Er drohte: sollte sie seinem Verlangen sich nicht gutwillig fügen, werde er ernstere Maßregeln ergreifen und sie sich eine strenge Untersuchung und Bestrafung zuziehen. Dem wollte sie sich nicht aussetzen, sie schnürte ihr Bündel, und höchst betrübt, daß ihr Project so gescheitert war, verließ sie ihre Brodherrschaft, die sie bisher auf das Freundlichste behandelt, und wo sie nach ihren Verhältnissen ein anständiges und sorgenloses Leben geführt hat. Die K...schen Eheleute haben demnächst nichts weiter von ihr erfahren. Es verbreitete sich aber fast allgemein das Gerücht, daß ein Mädchen eine solche Scheinehe mit einem

Weber abgeschlossen und, nachdem sie die Ausstattungssumme ausgezahlt erhalten, ihm die festgesetzte Summe hätte auszahlen wollen, um, wie er versprochen, sogleich die Ehescheidungsklage einzureichen. „Ei, was fällt Dir ein!“ soll er geantwortet haben, „erst will ich mit Dir die ganze Ausstattungssumme verjubeln, dann ist es noch immer Zeit, ans Scheiden zu denken.“

Vielleicht ist es diese Ladendemoiselle, die aus dem Regen in die Traufe gekommen; es ist nicht ganz unwahrscheinlich.

Ein Dienstmädchen hatte ebenfalls sich als Theilnehmerin dieser Aussteuer- u. Kasse und zwar zu einer sehr bedeutenden Aussteuersumme aufnehmen lassen, in der Voraussetzung, daß sie dann desto sicherer, nach Verlauf der stipulirten Jahre, unter die Haube kommen würde. Anfänglich entrichtete sie die monatlichen Beiträge regelmäßig, obschon sie sich bei ihrem geringen Lohn sich manches Nöthige an Kleidungsstücken versagen mußte; als die Beiträge sich aber verdoppelten und verdreifachten, so befand sie sich in der peinlichsten Noth; sie konnte sie von ihrem Lohn nicht mehr bestreiten und wollte sich der Gefahr nicht aussetzen, wenn sie nicht prompte Zahlung leistete, nach den Bestimmungen der Statuten in der Liste der Mitglieder gestrichen zu werden, und aller geleisteten Beiträge verlustig gehen. In dieser Noth beging sie eine Untreue gegen ihre Herrschaft; sie entwendete dieser einen Thaler. — Die Sache wurde gerichtlich anhängig gemacht, und das Mädchen zu einer Zuchthausstrafe von einem Jahre verurtheilt.

Es wäre überflüssig, wenn man darüber viele Worte verlieren wollte, die angeführten Thatsachen sind hinreichend, um über ein so unüberlegtes, folglich mißlungenes Unternehmen ein Urtheil zu fällen.

Daß die in dieser Generalversammlung in Vorschlag gebrachten Abänderungen der Statuten das königliche Ministerium nicht bestätigen würde, ließ bei denen, die eine so ganz unreelle und nur auf die Besoldung der dabei Angestellten berechnete Anstalt kannten, keinen Zweifel und es beeilten sich die Zeitungen, bevor noch darüber etwas Bestimmtes officiell bekannt gemacht war, mehr oder minder wahre Nachrichten mitzutheilen. Ganz ungerufen veranlaßte der oben erwähnte Dr. Tappert eine Versammlung der Mitglieder in einem öffentlichen Lokal: Villa-Colonna genannt, und man las dazu die Einladung in den Zeitungen. Sie trug ganz, oder noch weit unziemlicher das Bild der ersten Generalversammlung, die Wortführer in dieser prostituirten sich wie früher und es artete ihr Betragen so aus, daß dem dazu beordneten Polizeibeamten nichts übrig blieb, als die tumultuarische Versammlung aufzulösen, und so auseinander zu treiben, wie Schußmänner eine Rotte von Straßen-



buben und rohem Gefindel, das auf der Gasse Unfug zu treiben sich erfrecht, aus einander treibt.

Am 22. April las man eine officiële Erklärung des Polizeipräsidentiums, aus der hervorgeht, daß man denjenigen, welche bei dieser Anstalt noch bleiben wollen, wenigstens ihre zu zahlenden Beiträge sicher stellen will. Der Kasse ist verboten, ihnen irgend eine Zahlung zu leisten, und Beiträge anzunehmen, und denen, welche sich dazu entschließen dürften, anheimgestellt, solche, ihrer Sicherheit wegen,

bei dem Gerichte oder bei dem königlichen Polizeipräsidentium in Berlin zu deponiren; und es soll noch eine zweite Generalversammlung statt finden — denn die gesprengte des Dr. Tappert ist nicht zu zählen, um zu versuchen, ob man das in Todeskämpfen zappelnde Kind aus dem Tode noch retten kann. Es wäre dies ein großes Wunder, da es schon fast todt zur Welt gekommen ist.

K. V. Z.

### Franz von Sonnenberg.



In meiner „Einsprache“ habe ich des unglücklichen Dichters Franz von Sonnenberg erwähnt, der im Kampfe mit unverschuldeten Widerwärtigkeiten, und ahnend, welche tiefe Erniedrigungen seinem Vaterlande bevorstanden, in der Blüthe seiner Jahre sich freiwillig dem Tode opferte, und so viele schöne Hoffnungen, wie viel sein dichterisches Gemüth noch schaffen würde, schmerzhaft zerstörte; ich will daher hier einige vielleicht noch nicht bekannte Nachrichten über ihn und die Verhältnisse anführen, unter welchen ich mit ihm in nähere Verbindung gekommen bin. Im Jahre 1803 erhielt der General der Cavallerie und wirklicher Geheimer Staatsminister Graf von Schulenburg-Kehnert von dem König Friedrich Wilhelm II. den Auftrag, die am 25ten März 1803 durch den Hauptdeputationsrezeß erhaltenen Entschädigungen zu organisiren.\*) Der Graf ging zu diesem Zwecke nach Hildesheim und nahm mich behufs der Organisation mit dorthin. Während meines Aufenthalts daselbst wandte sich Franz von Sonnenberg schriftlich an mich, und obgleich er in seinem Briefe mir schon leise seine ungewisse Zukunft berührte, so vermochte ich doch nicht, etwas zu seinem Vortheil zu bewirken. Ich sprach darüber mit dem Grafen, und er war keinesweges abgeneigt, meinem Wunsche

zu genügen, wobei er jedoch äußerte: „dazu muß sich erst eine günstige Gelegenheit darbieten, da mir nur die allgemeine Organisation der Entschädigungsprovinzen obliegt, so will ich mich nicht in das Detail mischen und am wenigsten mit den Theilen, welche unter die Oberleitung des Oberpräsidenten Freiherrn v. Stein kommen. Es ist der Mann, mit dem ich es sorgfältig vermeide, in andere als officiële Verbindungen zu treten, seine schroffen, despotische Willkür ver-rathende Widersprüche sind mir oft sehr zuwider und Sie wissen es ja selbst, wie ich Alles aufbieten muß, um zu verhindern, daß er nicht seine Stellung mißbraucht, und über ihre Schranken hinausgeht.“\*)

\*) Ich hatte demnächst selbst davon ein Beispiel, bei seiner Anwesenheit in Hildesheim.

Mir lag die Organisation der Militärangelegenheiten in so fern ob, als dabei das Land theilhaftig war, die Conscriptio, die Einquartirung, das Serviswesen, die Naturalverpflegung der Mannschaft und der Pferde, die Versorgung der Invaliden und dergl. Bei der Einquartirung des Militärs in den Städten habe ich den Vorschlag zu Servisämtern aber zu keiner Serviscommission gemacht und der Graf v. Schulenburg hatte diesen Plan dem Oberpräsidenten Freiherrn v. Stein zu seinem Gutachten mitgetheilt. Er verwarf ihn in so fern, daß er in zwei Städte, statt Servisämter, Serviscommissionen haben wollte, und kam deshalb persönlich nach Hildesheim.

In einer darüber stattfindenden Conferenz mußte ich Theil nehmen, und der Minister forderte mich auf, mich darüber zu äußern: „ich habe aus mir sehr triftigen Gründen die Einführung von Servisämtern in dem Ew. Excellenz vorgelegten Plan vorgeschlagen. Serviscommissionen erfordern ein größeres Personal, sie sind daher eine Belästigung für die Bürgerschaft, weil sie dadurch kostspieliger werden, und haben keinen wesentlichen Nutzen. Wenn die Bürgerschaft glaubt, daß sie zu sehr von der Einquartirung belästigt ist, so wendet sich das

\*) Diese bestanden aus dem Fürstenthümern Münster, Hildesheim, Haderborn, Sischfeld, die Grafschaften Tref-furth, Untergleichen, die Voigtei Porta, die Städte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, die Stifte Gßen, Werden und Elten, die Abteien Herford und Quedlin-burg, und die Probstei Rappenburg.



Ich habe Sonnenberg nicht persönlich gekannt, aber wir standen fortdauernd in Briefwechsel, in welchem er mir auch einige seiner Gedichte mittheilte und den Wunsch äußerte, daß ich ihm dagegen einige von mir übersenden möchte. Dies that ich denn auch, obwohl ich bei meinen Arbeiten nur wenige Zeit dazu erübrigen konnte. Diese Mittheilungen bestanden aus den ersten 5 Gedichten in dem Anhang von seinen nach seinem Tode herausgegebenen Gedichten. Das erste Gedicht: *Beilichen*, wurde in der Zeitung für die elegante Welt abgedruckt, und das Lied: „Nehmt Euch in Acht!“ erschien, von Righini componirt, demnächst mit der Musik gedruckt. Die übrigen drei Gedichte habe ich in meinem verschwiegenen Pulte verschlossen gehalten, bis sie durch den Herausgeber von Franz von Sonnenberg's Gedichten in das Publikum

Servisamt deshalb an die Kriegs- und Domainenkammer, und nur wenn diese ihr eine abschlägige Antwort ertheilt, an das vierte Departement des General- Ober- Finanz- Kriegs- und Domainendirectoriums. Wenn Serviscommissionen eingeführt sind, so stehen sie mit Uebergehung der Kriegs- und Domainenkammer unmittelbar unter diesem Departement des Generaldirectoriums. Dadurch haben die Beschwerdeführer nichts gewonnen, die Sache wird vielmehr sehr verzögert. Das IV. Departement des Generaldirectoriums, unbekannt mit den individuellen Verhältnissen, fordert darüber einen Bericht, von der Kriegs- und Domainenkammer, und hiernach wird dann das Servisamt beschieden. Serviscommissionen gewähren daher aus diesen Gründen nach meiner Ueberzeugung keinen wesentlichen Nutzen, aber büden der Bürgerschaft eine größere Ausgabe auf, die ihnen zu ersparen ich um so mehr für Pflicht halte, weil die Bewohner der Entschädigungsprovinzen an eine solche Auflage nicht gewöhnt sind, und man so viel es möglich ihnen das Drückende erleichtern sollten.

Der Oberpräsident Freiherr v. Stein war oft im Begriff mich zu unterbrechen, seine Augen funkelten vor Zorn; als ich schwieg, wandte er sich an mich und sprach im wegwerfenden hochmüthigen Tone: „Er wundre sich, wie ich, der eine so niedrige Stelle bekleidet, gegen seine Anordnungen, die er, ein Oberpräsident, für zweckmäßig gehalten, Einwendungen zu machen mich unterstanden hätte.“

Der Minister v. Schulenburg unterbrach den Freiherrn v. Stein und sprach mit würdevollem Ernst: „Es kommt hier gar nicht darauf an, welche Stelle der Kriegsrath Mächler bekleidet, sondern darauf, ob seine Ansichten die richtigsten und zweckmäßigsten sind. Ich pflichte ihm bei, und es wird keine Aenderung stattfinden.“

gekommen sind. Sie mögen jetzt hier, als mein reclamirtes Eigenthum einen Platz finden.

Da der Graf von Schulenburg keine Gemahlin mehr hatte und doch in Hildesheim als Bevollmächtigter zur Organisation der Entschädigungsprovinzen die Honneurs machen mußte, so bedurfte er dazu einer Repräsentantin für die Damen. Er lud daher die Schloßhauptmannin von Arnstädt, mit ihren vier Töchtern, seine Verwandten ein, zu ihm nach Hildesheim zu kommen. Sie folgten dieser Einladung und trugen wesentlich zur angenehmen erheiternden Unterhaltung bei den Soirées bei, welche der Minister wöchentlich gab. Es herrschte darin ein ungezwungener, aber dabei so zartfühlender Ton, daß es für Jeden, der an diesen Soirées Theil nahm, nach den Anstrengungen des Tages ein wahres Labfal war, wozu auch das zuvorkommende freundliche Benehmen des Ministers gegen seine Gäste viel beitrug. Aller steife Zwang war verbannt, er gab oft den Impuls zu einer heitern Unterhaltung und zu sokratischen Scherzen.

Ich war zwar in dem Nebengebäude des Verwalters eines Nonnenklosters einquartirt, aber, um die Belästigung dieser Einquartirung, möglichst zu mindern, war ich der tägliche Mittagsgast an der Tafel des Ministers. Hierdurch wurde ich nun genauer mit der Frau von Arnstädt und ihren lebenswürdigen Töchtern bekannt, und vorzüglich lebenswürdig erschien mir die dritte, das Fräulein Sophie, und ich hatte dies kein Hehl, aber zu viel Takt, um ihr geckenhaft den Hof und mich lächerlich zu machen und sie in unangenehme Verlegenheit zu setzen.

Sie fühlte dies, und war daher gegen mich offen und zutraulich.

Eines Tages überreichte ich ihr einen Strauß von schönen duftigen Rosen aus dem Klostergarten; sie nahm ihn freundlich lächelnd hin, dankte mir dafür, setzte aber hinzu: „Sie hätten sie mit einem Paar Versen begleiten können, dann wären sie mir noch lieber gewesen.“ Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, und ich machte das Gedicht: „Die drei Rosen,“ das in dem mehrgedachten Anhang mit dem Beisatz: „An Sophie von Arnstadt — statt Arnstädt — gedruckt worden ist.“

Sie und ihre drei Schwestern schenkten mir, bei unserer Trennung ihre sauber und wohlgetroffenen



Bildnisse, die ich noch als werthvolle Reliquien und als freundliche Erinnerung an jene Zeiten aufbewahre, wo noch die Zukunft mir in dem rosigen Licht der Hoffnung erschien, und ich noch keine Ahnung von den Schlägen eines bitteren Geschicks hatte, von Demuth tief verwundet worden, deren Narben mich noch immer schmerzen.

Das Fräulein wurde einige Zeit darauf mit dem Kammerherrn von Kniestadt vermählt, es war, wie man sagte, eine Convenienzheirath, und ich erfuhr zu meiner großen Betrübniß, daß sie in der Blüthe ihres Lebens, wie eine geknickte Blume, ihr liebliches Auge zum ewigen Schlummer gesenkt hatte.

Ich beabsichtigte, wenn mich nicht bei meinem hohen Alter der Todesengel zu früh abrufen sollte, die Briefe und Gedichte von Franz von Sonnenberg, welche ich hesige, in einer Sammlung von ungedruckten Aufsätzen und Briefen, wozu namentlich die von Hagemeyer, Mahlmann etc. gehören, nebst einem Paar Aufsätzen von Kosebue, die er mir zur Disposition überlassen, einige Aufsätze von dem verstorbenen Consistorialrath von Irwing und selbst einen satirischen Aufsatz an Liskow's unter dem Titel: „Reliquien!“ herauszugeben, da die Handschriften dazu bereits größtentheils geordnet sind.

Berlin.

Karl Müchler.

## Penultion.

**Sylbenstecherei eines Murrkopfs.** In den Zeitungen abgedruckten Verhandlungen der Kammern in Berlin, liest man vielfältig: die „Verbesserungen“ zu einem ihnen vorgelegten Antrage eines Gesetzes, hat das eine oder das andere Mitglied verworfen. In dem Worte „Verbesserung“ liegt eine mittelbare Erklärung, daß die Mehrzahl der Mitglieder also so beschränkten Geistes sein müsse, um eine Verbesserung zu verwerfen. Wenn man dabei die Absicht hat, die Nutzlosigkeit der dem Land so kostspieligen Kammern zu beweisen, wovon ein großer Theil der Bewohner überzeugt ist, so ist gegen diesen Ausdruck nichts einzuwenden, diese liegt aber keineswegs dabei zu Grunde, es ist nur eine *Capitalia benevolentiae* für vorgeschlagene Veränderungen, die schon für den gesunden Menschenverstand das Gepräge der Superflügheit, des Eigendünkels oder der Sucht, sich bemerklich zu machen, augenfällig tragen.

Schicklicher und richtiger würde es gewiß sein, wenn in solchen Zeitungsberichten stände: „der Antrag des N. N. ohne zu bemerken, ob es eine Verbesserung oder Verschlechterung gewesen, wurde abgelehnt oder verworfen.“

Eben solche ganz unpassende Worte findet man oft in den Berichten über gerichtliche Verhandlungen, so heißt es in einem solchen über den zum Tode durch das Schwerdt verurtheilten ehemaligen Postillon Franz Schall: „der Angeklagte behauptete zwar bei dem vor dem Präsidenten geführten Examen anfänglich seine bisherige Kaltblütigkeit und Ruhe,

die von einem gewissen „Freimuth“ Zeugniß gab.“ Hier ist offenbar Freimuth auf eine sehr unlogische Weise als Synonym für Freiheit gebraucht worden, und man erinnert sich dabei durch eine Association der Ideen sogleich an die früheren Wahlen zu der zweiten Kammer, wo man den Wählern, deren Mehrzahl aus Proletariern bestand, dazu Zettel gab, auf welchen die zu Wählenden geschrieben waren, mit Beifügung: „das ist ein Freisinniger.“

**Bewundernswerthe Selbsterkenntniß.** Der Redacteur eines Wochenblattes in Graz in Steiermark, betitelt: „der Stern,“ mit Namen Franz Sartory, hatte gegen dem Theater-Director Thome und dessen Secretair grobe Invektionen drucken lassen. Beide verklagten den Redacteur als einen Injurianten vor dem Schwurgericht, und wurde respective zu 5 Wochen und 8 Tagen verurtheilt. Er bat bei der Verhandlung, da er die Thatsache nicht abläugnen konnte, um milde Beurtheilung und Nachsicht, weil er „keine Erziehung und Bildung genossen habe.“

**Festessen.** Die kaiserliche Garde in Paris gab dem Kaiser Napoleon im Jahr 1811 kurz vor dem russischen Feldzuge ein glänzendes Festmahl. Die Kosten betragen 140,000 Fres. — Es war dies, woran wohl damals Keiner dachte, ein Abschiedschmaus, und es erfolgte, wie es vielfältig bei solchen Gelagen der Fall ist, ein Kagenjammer.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.